Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **35 (1953)**

Heft 3

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Winterthur, 16. Januar 1953 Erscheint jeden Freitag 35. Jahrgang Nr. 3

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 22, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Ein Leitartikel über den Leitartikel

El. St. Wie es eine Tageszeitung fertig bringt für jeden Tag im Jahr, Sonn- und Festtage ausgenommen, einen aktuellen Leitartikel zur Hand zu haben, ist mir nahezu unverständlich, wenn ich an die Magenbeschwerden denke, welche mir unsere wöchentlichen «Leiter» oft bereiten. Das heisst, die bis zum letzten Termin durch Abwesenheit glänzenden! Diese sollten doch in jeder Nummer so quasi die pièce de résistance bilden, mit der der Leser einverstanden ist, oder gegen die er in einem fulminanten Artikel protestiert. Diese letzteren sind für die Redaktion angenehmer, denn damit ist für die nächste Nummer schon gesorgt, und sie kann sich statt eine Artikel-Geburt künstlich einleiten zu müssen über ein Thema, von dem sie kaum weiss, woher nehmen und nicht stehlen, ihres Sonntags freuen.

In so einer bedenklichen, gedrückten Stimmung verlebte ich das letzte Wochenende. Aus dem Berg der auf Veröffentlichung harrenden Manuskripte eigenete sich keines für einen Leitartikel. Das Jahrbuch der N. H. G. war noch nicht durchgearbeitet!

Ich verzichtete auf den Kirchgang, wohlwissend, dass ich jeden Satz der Predigt nur auf seine Brauchbarkeit als Thema für den fehlenden Leiter anhören und im positiven Fall weiterspinnen würde. Also sann ich lieber im Bett in waagrechter Lage weiter; vor gedanklicher Erschöpfung schlief ich nochmals ein, bis der Zuruf des Schutzpatrons der Federfuchser mich aus meinen Träumen aufschreckte: «Schreibe doch eine Humoreske über den Leitartikel als solchen.»

Ich war erlöst, hellwach, drei Tassen brandschwarzer Kaffee, und hopp — an die Arbeit; etwas ängstlich, es gibt deutschschweizerische Gemüter, die für Unsinn und Humor weniger Sinn haben, als es in unserer «Romandie» der Fall ist. Aber eben, die müssen nicht alle Wochen einen Leiter «parat» haben — und in der Not frisst der Teufel ja Fliegen, und der Journalist schreibt aus der Not geborene sogenannte Humoresken, die leicht in Dramen ausarten. Immerhin, so frech wie jener Redaktor einer Tageszeitung es gemacht haben soll, wie Karel Capek * es erzählt, darf ich nicht vorgehen. Als sein Setzer ihm nämlich am Vormittag eröffnete, er habe noch keinen Leitartikel, sagte der Herr Redaktor, er solle nur denjenigen vom Vortag noch einmal bringen mit der Bemerkung unter dem Titel, «auf vielfachen Wunsch wiederholt». — Ja, so was nennt man Humor!

Aber bei uns ist der Leitartikel eine todernste Angelegenheit, im Frauenblatt besonders ernst, weil er bombensicher irgend jemand auf die Nerven geht. Das ist gar nicht anders möglich, weil das Frauenblatt eine Diskussionsplattform ist, die allen Frauenkreisen offensteht. Aber da dann des öfteren die einen vergessen, dass die andern ebenso gut wie sie das Recht, ihre Meinung zu sagen, haben, so gibt es ständig Reklamationen. An und für sich macht das ja gar nichts, es bringt Leben. Immerhin sollte man nicht gleich empfindlich reagieren, wenn andere Kreise andere Ideen haben, andere Forderungen aufstellen. Denn dass erstens einmal die politischen Interessen der Frauen von den Sozialistinnen bis zu den Freisinnigen, die wirtschaftlichen von den Produzenten über Handel und Gewerbe, Gross- und Detaillisten-Verbände und Organisationen bis zum Konsumenten auf teilweise sehr verschiedenen Ebenen liegen, sollte der freien Meinungsäusserung, sofern sie vornehm und sachlich vom jeweiligen Standort aus geführt wird, der Diskussion im Schweizer Frauenblatt keinen Abbruch antun dürfen und gleich bei der einen oder andern Seite Proteste auslösen, dass über diese Dinge, Richtungen, Interessen im Frauenblatt so — und nicht anders geschrieben wird.

Es ist notwendig, immer wieder daran zu erinnern, dass das Frauenblatt eine selbständige Genossenschaft ist, keiner Partei, keiner Frauengruppe verpflichtet oder von ihr abhängig. Dass es vor 28 Jahren von seinem Gründer Deppeler in Aarau übernommen worden ist aus der Ueberzeugung heraus, dass auch die deutschsprachige Frauenbewegung ein Organ nötig habe, in dem sie unabhängig von den politisch ihren Parteien verhafteten Tageszeitungen, unter sich alle Probleme der Bewegung, der Wirtschaft und der Politik vom Frauenstandpunkt aus beleuchten und diskutieren könne.

Dass natürlich die jeweilige Redaktorin ihre eigenen Artikel aus ihrer eigenen, persönlichen Weltanschauung heraus schreibt, und dies nicht aus einem Extrakt aller durch den BSF am Frauenblatt interessierten Verbände und Vereine heraus tun kann, ist klar. Sie wirft ein Thema sofort auf, so wie es sich ihr bietet, und gibt damit die Diskussion zu jeder andern Stellungnahme frei. Durch solche Diskussionen, in denen der Frauenstandpunkt in wichtigen politischen und wirtschaftlichen Fragen zum vielseitigen Ausdruck kommt, ist im Laufe der Jahrzehnte erreicht worden, dass das Frauenblatt von Politikern, Behörden und Wirtschafstkreisen häufiger als sonst irgendein Frauenblatt, mit mehr hauswirtschaftlichem Einschlag, gelesen und ernstgenommen wird, und weitere Männerkreise die Stellungnahme der Frauen als Frauen kennenlernen, in Wirtschaft und Politik.

Als Plattform zur Aussprache und zur weitestmöglichen Verständigung untereinander, nicht als Kampfblatt gegeneinander soll das Frauenblatt gelten — denn wir sind allzumal Frauen!

Und eben von dieser Gesamtheit der Frauen war neulich im Zürcher Kantonsrat wieder einmal lebhaft die Rede. Von der PdA. wurde eine Motion zur Durchführung einer Frauenbefragung wie in Genf eingereicht. Aus der lebhaften Diskussion dafür und dagegen möchten wir das Votum von Nationalrat Dr. Haeberlin hervorheben. Er bekannte sich «als beeindruckt» vom Genfer Resultat und anerkennt, dass wenn die Frauen die politischen Rechte wünschen, die Männer nicht das Recht hätten, es ihnen vorzuenthalten. Er befürwortet die kommunistische Motion mit der ausdrücklichen Feststellung (lt. Volksrecht), «auch wenn sie von Medici stammt».

Wir erwähnen diesen Ausspruch, weil er vom prominentesten und selbständigsten seinen Weg gehenden freisinnigen Vertreter, den die Zürcher Partei gegenwärtig hat, stammt. Der Umstand, dass er dann auch von seiner Fraktion bei der Abstimmung über die Erheblichkeitserklärung der Motion deutlich désavouiert und im Stich gelassen wurde, gibt zwei Dinge zu bedenken:

Erstens, dass die Freisinnige Partei, vor allem diejenige des Kantons Zürich, nachdem sie nun seit Jahrzehnten die Frauen und die Frauenfrage absichtlich und trotzt immer wieder von seiten ihrer Frauen wiederholten Warnungen «links» liegen liess, den Zuwachs und die Vorteile, die das Stimmrecht der Frauen ihrer eigenen Partei bringen würde, als «Grosse Unbekannte» der Zukunft anheimstellen muss. Dies gegenüber allen anderen Parteien, die K. K. eingeschlossen, welche die Frau und ihren politischen Einfluss schon lange als Aktivposten in ihr politisches Budget aufgenommen haben. Man kann nicht links liegen lassen, und rechts ernten wollen!

Zweitens ist vom Standpunkt von uns Stimmrechtlerinnen aus der grossen Genugtuung Ausdruck zu geben, dass ein exponierter und führender «Freisinniger» in dieser Frage, trotz der für ihn nicht gerade politisch wünschbaren Herkunft dieser Motion, davon unbeeinflusst sich in der Erkenntnis der Wichtigkeit und des Ernstes des Problems als Menschenrechtsfrage durch die Annahme derselben dazu bereit erklärt, zu seiner Klärung und Lösung so oder so, beizutragen. Es ist dies eine politische Haltung, speziell einer Frauenfrage gegenüber, die unseren grössten Dank und Respekt auslöst und die Herrn Dr. Häberlin auch im Frauenblatt ausgesprochen sein dürfte.

Und damit ginge nun dieser sonderbare «Leitartikel zu einem Leitartikel» dem Ende zu, und ich zweifle nicht daran, dass er so viel Widerspruch auslösen wird, dass ich das nächste Wochenende ohne Geburtswehen um einen Leitartikel werde verleben können. Dies um so weniger, wenn ich jetzt leider noch beifügen muss, dass die Schweizer Hausfrauen mit ungeteiltem Erstaunen und noch ungeteilterem Neid zur Kenntnis haben nehmen müssen, dass die Italiener noch viel länger als ursprünglich vorgesehen, dank durch von uns bezahlten Steuergeldern, billigeres Kuhfleisch werden essen dürfen als wir. Und dass der Futtermangel nur zu einem kleineren Teil die Ursache sei an dieser zu grossen Aufzucht an Schlachtvieh, sondern dass der Hauptgrund in der forcierten Aufzucht «mit landesfremden Futtermitteln liege» (lt. Schweizer Bauernzeitung vom Januar 1953).

Item, wir wünschen unsern italienischen Schwestern in dem Herrn guten Appetit, und unsern Schweizer Frauen nicht zu viel Galle in ihren «pot au feu à la viande de vache».

* Wie's gemacht wird, Karel Capek, Albert-Züst-Verlag.

Das Auslandjahr der jungen Schweizerin

Unzählige junge Schweizerinnen reisen jährlich ins Ausland, um während eines kürzeren oder längeren Aufenthaltes fremde Sprachen zu erlernen und andere Länder, Menschen und Verhältnisse kennenzulernen. England, Frankreich und Italien üben der Sprache wegen die grösste Anziehungskraft aus. Meist helfen die jungen Mädchen im Haushalt mit oder betreuen die Kinder und können, wenn genaue Vereinbarungen getroffen wurden, mit einer der verlangten Leistung entsprechenden Entlöhnung und mit geregelter Freizeit rechnen. Ein richtig vorbereiteter Auslandaufenthalt ist nicht nur für die sprachliche Ausbildung sehr gewinnbringend, er kann selbst bei weniger günstigen Lebensbedingungen und ohne wesentlichen materiellen Gewinn zu einem schönen und reichen Erlebnis werden.

Doch wie häufig kommen junge Mädchen unbefriedigt zurück, die ihr Auslandjahr voll Begeisterung, aber schlecht vorbereitet, angetreten haben. Oft scheitert das gute Gelingen an überstürzten und vor allem an zu wenig präzisen Abmachungen, oder es fehlt die reale Vorstellung und die richtige Einstellung zur Hausarbeit und zur Arbeit mit Kindern. Wer sich nicht mit Freude und Interesse auf die Arbeit im Haushalt einstellen kann und wegen der sprachlichen Ausbildung nicht auf einen Auslandaufenthalt verzichten möchte, sollte eher den Besuch einer Schule in Erwägung ziehen; denn die Annahme einer Haushaltstelle im Ausland bedingt ebenso sehr den vollen Einsatz wie die Arbeit in irgend einem anderen Beruf. Das Können allein ist nicht ausschlaggebend, ebenso wichtig ist guter Wille und die freudige Bereitschaft, sich in die veränderten Verhältnisse einzuarbeiten. Dabei werden einige grundlegende Kenntnisse der fremden Sprache am besten helfen, die ersten Schwierigkeiten zu überbrücken.

Eine gute, mit Auslandplacierungen vertraute Stellenvermittlung wird sich bemühen, die Vorschriften und Gebräuche im fremden Arbeitsverhältnis zu kennen und im Einzelfall zu prüfen; sie wird nötigenfalls versuchen, für die junge Schweizerin bessere Bedingungen zu erreichen. Eine Auslandstelle soll nur dann angenommen werden, wenn die Bewerberin den Posten auch wirklich versehen kann, wenn die Bedingungen annehmbar und klar festgelegt sind, und über den in Frage kommenden Arbeitsplatz eine Information eingezogen wurde. Eine solche Information sollte auch Aufschluss geben über die örtlichen Verhältnisse. Ein junges Mädchen, das das Landleben nicht gewohnt ist, sollte nicht eine Stelle in eine abgelegene Landgegend annehmen. Wie oft sind deswegen schon Schwierigkeiten entstanden, weil sich die junge Schweizerin plötzlich in eine einsame Gegend versetzt sah und sich im fremden Land nur schwer oder gar nicht damit abfinden konnte.

Wenn auch meistens leicht die Möglichkeit besteht, eine Stelle, die nicht zusagt, zu wechseln — in London und Paris amten bereits Schweizer Sozialsekretärinnen, die der jungen Schweizerin mit Rat und Tat beistehen —, so bringt diese Art von Stellenwechsel doch leicht Unannehmlichkeiten, vielleicht auch Enttäuschungen und Mutlosigkeit, und nicht zuletzt ist mit einer finanziellen Einbusse zu rechnen.

In England kommt es öfters vor, dass die junge Schweizerin, über die bestehenden Vorschriften zu wenig informiert, ohne Arbeitsbewilligung einreist und nach einer gewissen Zeit das Land wieder verlassen muss oder eben nicht arbeiten darf.

Heute interessieren sich viele junge Schweizerinnen für Stellen nach Uebersee, vor allem für Stellen nach den Vereinigten Staaten. Die wenigsten sind sich aber bewusst — und darin liegt auch eine gewisse Gefahr — dass für Stellen nach Uebersee in bezug auf Ausbildung und Können sowie persönliche Eignung ziemlich viel verlangt wird. Der Arbeitgeber in Uebersee ist eher anspruchsvoll; die hohen Reisekosten und sonstigen Verpflichtun-

Nachdruck verboten

Franziska Romana von Hallwil

Ein Frauenschicksal aus dem 18. Jahrhundert

von Reinhold Bosch 11

Zur Beruhigung kamen dann nach und nach die junge Witwe und ihre Schwester durch die ausserordentliche Menge von Geschäften, denen sie sich nun ganz und gar widmen mussten, um das Haus von Hallwil aufrecht zu erhalten. Seine Freunde halfen getreulich. Mit dem Pfarrhaus ward der vertrauteste Umgang fortgesetzt. Ich unterrichtete den ältesten Knaben Jeanneau zugleich mit des Herrn Pfarrers Knaben Wilhelm, der, 1776 geboren, mit jenem fast gleichen Alters war. (Anmerkung des Herausgebers: Wilhelm Schinz jun. war von 1806 bis 1836 als Nachfolger seines Vaters Pfarrer in der Kirchgemeinde Seengen, als letzter zürcherischer Geistlicher unter der Kollatur der Stadt Zürich).

Als die Witwe zum ersten Mal wieder nach den Leidenstagen zu Seengen in die Kirche ging, war sie kaum zu halten, sogleich der Gruft zuzueilen. Nach der Predigt aber, noch ehe die Gemeinde ganz auseinander gegangen, kniete sie bei der Gruft hin, rang die Hände, weinte und betete lange.

Wir erschrecken fast, so oft sie seither in die Kirche kommt, und fürchten wieder einen heftigen Ausbruch ihrer Schmerzen, die noch immer gross, sehr gross sind. Sie weint während des Gottesdienstes und geht niemals aus der Kirche, ohne vorher an der Gruft ihres Gatten hinzuknien, zu beten und zu weinen. Umsonst suchen wir sie zu erheitern, und haben ihre Freundinnen und Freunde unzählige Beweise der Teilnahme gegeben und sich bemüht, sie zu trösten; auch Lavater hat ihr mehr als einen Trostbrief geschrieben.

Sie scheint am ehesten Beruhigung zu finden, wenn sie sich ganz in den Schmerz versenkt. Sie hat jetzt wieder angefangen, auf ihrem Flügel zu spielen, den sie wochenlang nicht mehr öffnete. Sie ist eine Meisterin im Klavierspiel und singt, wie wir wissen, vortrefflich. Dass sie wieder spielen und singen mochte, schien uns ein gutes Zeichen sich einstellender Beruhigung. Aber sie wählt nur traurige Musik. Sie hat eine ausserordentlich rührende Melodie zu Hallers Marianne; diese singt sie jedes Mal, und wo sie geht und steht, hört man sie Strophen singen jenes so unendlich schmerzvollen Liedes. Dann rinnen wieder Tränen über ihr einst so blühendes und nun so bleiches, aber fast nur um so schöneres, geistigeres Angesicht, so dass mich dieses Singen doch wieder manchmal ganz besorgt macht. Ich habe mich schon des Gedanken an Ophelien nicht erwehren können, wenn sie einsam im Saal oder im Mondschein allein durch den Garten schreitend, leise singt:

Wo flieh ich hin? In diesen Toren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt!
Das Haus hier, wo ich dich verloren,
Der Tempel dort, der dich bedeckt;
Hier Kinder ... Ach, mein Blut muss lodern
Beim zarten Abdruck deiner Zier,
Wenn sie dich stammelnd von mir fordern;
Wo flieh ich hin? Ach, gern zu dir!

Ach, herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr, als ich dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben gibet,
Mehr als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wenn ich dich innig küsste,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie? Wenn ich ihn verlassen müsste?
Und heimlich folgten Tränen nach.

Ja, mein Betrübnis soll noch währen,
Wenn schon die Zeit die Tränen hemmt;
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überschwemmt.
Die erste Liebe meiner Jugend
Ein innig Denkmal deiner Huld,
Und die Verehrung deiner Tugend
Sei meines Herzens stete Schuld.

Im dicksten Wald, bei finstern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildnis suchen,
Wo niemand mein Gedächtnis stört.
Ich will dich sehen, wie du gingest,
Wie traurig, wann du Abschied nahmst,
Wie zärtlich, wann du mich umfingest,
Wie freudig, wenn du wieder kamst.

Mit der Mutter in Wien suchte sie auch jetzt wieder sich auszusöhnen und schrieb ihr aufs beweglichste. Die Mutter aber, oder was wahrscheinlicher, durch sie ihr Beichtvater Ignatius, schrieb: «Ihr habt nicht nur den gerechten Zorn der glorreichen Kaiserin Maria Theresia Euch zugezogen, sondern was noch mehr ist, den Zorn der Himmelskönigin. Dafür musstet Ihr auch so schwer büssen. Ich habe Tag und Nacht die Himmelskönigin darum gebeten, dass sie Euch, wenn auch mit harten Schlägen, demütige. Sie hat mich erhört; aber wollet Ihr nicht ewig verloren gehen, so kehret in die allein seligmachende Kirche zurück, verlasst das gottlose calvinische Land, eilet mit den drei Kindern hieher, so werde ich Euch verzeihen. Zur Reise würde ich Euch alles Nötige schicken. Widrigenfalls aber kann ich Euch nicht verzeihen und überlasse Euch den Gerichten der Euch zürnenden Himmelskönigin.»

Dieser Brief wurde dem Herrn Deutschseckelmeister von Steiger mitgeteilt und auf dessen Rat hin der Gräfin geantwortet: «Es schmerzt mich, von ihnen statt den Trost der Mutter, so harte Worte eines noch unversöhnten Herzens zu vernehmen. Ich hoffe aber nicht, dass Ihr Herz für immer uns verschlossen sei; ich könnte das mit der Zärtlichkeit eines Mutterherzens nicht vereinigen. Dem evangelischen Glaubensbekenntnis bleibe ich treu; es ist meine Ueberzeugung. Von Gott bin ich nicht verlassen, er hat mir im tiefsten Jammer Hilfe erwiesen und treue Freunde zugeführt. Die Schweiz, meine neue, mir teuer gewordene Heimat, verlasse ich nicht; ich dürfte es auch nicht ohne das Gutheissen unserer Vormünder und des Rates von Bern. Meine Schwester teilt mit mir mein Schicksal; sie blieb und bleibt katholischer Konfession, des zum Beweis legt sie hier noch aus letzter Zeit ihren Beicht- und Kommunionschein vom katholischen Pfarrer von Sarmenstorf bei.»

Als dann einige Zeit verflossen und kein Brief mehr aus Wien erwidert wurde, sagte Leopoldine: «Ihr werdet erleben, die Mama schickt jemand ab,

ge.), die er zu übernehmen hat, zwingen ihn, nur die beste Wahl zu treffen. (Der amerikanische Arbeitgeber muss zum Beispiel für den Einwanderer gutstehen und sich über seine eigenen Vermögensverhältnisse genau ausweisen.)

Viele ungünstige Erfahrungen mit Auslandstellen könnten bei richtiger und rechtzeitiger Beratung und bei genügender Vorbereitung vermieden werden, und die junge Schweizerin könnte zuversichtlich und mit gutem Mut ins Ausland reisen. A.S.

Die Fleischtöpfe Helvetiens

(G. St.-M.) Nicht der Mangel, die Fülle scheint heute das Sorgenkind jener zu sein, die irgend einen «Sektor» zu bewirtschaften haben. Gegenwärtig kräuseln sich die Stirnen ob dem Ueberangebot auf dem Schlachtviehmarkt. Es gibt bekanntlich zu viele Kühe, so wie es einmal zu viel Schweine gab und morgen vielleicht zu viel Kälber geben wird, wie man schon jetzt andeutet. Und doch gelangt solcher Ueberfluss nicht in unsere Teller wie die «poule au pot» zur ach, so fernen Zeit des vierten Heinrichs. Wer heute dieser Art ungehemmt der Fülle froh werden möchte, kann offenbar nicht volkswirtschaftlich denken. Denn Ueberfluss ist Ueberschuss, von dem der Markt «entlastet» werden muss.

Leider gleichen denn auch die Fleischtöpfe Helvetiens keineswegs den biblischen Fleischtöpfen Aegyptens. Der Fleischtopf der Leute mit kleinem und mittlerem Einkommen ist eher ein Fleischtöpfchen und steht häufig nur am Sonntag auf dem Herd. Falsche, starre Preispolitik hat das Fleisch, das seines hohen Nährwertes, vorab seines Gehaltes an tierischem Eiweiss wegen auch ein Volksnahrungsmittel sein sollte, beinahe zum Luxusartikel gemacht. Die «fleischlosen Tage» sind heute der Regulator, mit dem Hausfrauen, die rechnen und einteilen müssen, ihr Budget im Gleichgewicht halten. Wohl gibt es ab und zu einen vorübergehenden Preisabschlag auf Fleischwaren, doch ist er allemal so klein, wie die Inserate gross sind, mit denen Gewerbe und Handel ihn ankündigen. So kann sich die Hausfrau des Eindrucks nicht erwehren, dass der Preisabschlag, der für den Konsumenten kaum fühlbar wird, eher propagandistischen Charakter trage.

In letzter Zeit haben wir Hausfrauen verschiedentlich zu hören bekommen, wir selber seien für die hohen Fleischpreise verantwortlich. Wir hätten es nur auf die «guten Stücke» abgesehen und auf jene, die sich rasch zubereiten lassen, die andern seien schwer abzusetzen — und doch bestehe ein Tier nicht allein aus Koteletten. Dass «Fleisch für die Schnellküche» bevorzugt wird, mag mit der Berufstätigkeit der Frau zusammenhängen — gerade die Zahl der verheirateten weiblichen Erwerbstätigen wächst ja ständig. Wer den andern Vorwurf erhebt, verwechselt unserer Auffassung nach Ursache und Wirkung. Nicht, weil vorab die guten Stücke Absatz finden, ist das Fleisch teuer, sondern wir verlangen gute Stücke, weil das teure Fleisch, wie schon gesagt, für viele ein Luxusartikel geworden ist, und an einen solchen eben begründete Ansprüche gestellt werden. Wenn man sich nur wenig Fleisch leisten kann, dann soll der seltene Bissen auch munden, der Fleischgenuss wirklich ein Genuss sein. Es geht ja hier für breite Volksschichten wörtlich um den «Sonntagsbraten».

Dazu kommt, dass der Preisunterschied zwischen den verschiedenen Fleischqualitäten offensichtlich zu gering ist, um zum Kauf des zweit- und drittklassigen anzureizen. Dieses sollte eben so spürbar billiger sein, dass die Preisdifferenz letztlich keine Illusion ist. Denn Fleisch minderer Qualität ist weniger ergiebig als erstklassiges, da es beim Sieden oder Braten stark «zusammenfällt», zudem muss mit mehr Abfall gerechnet werden. Und da grobfaserige Sied- oder Bratenstücke eine lange Kochzeit erfordern, verteuert sich solch «billiges» Fleisch wieder in der Pfanne: durch erhöhten Gas- oder Stromverbrauch.

Nun, das sind hausfrauliche Erörterungen — und Wirtschaftsdirigenten sind eben keine Hausfrauen. Sie haben sich mit den «grossen Gegenständen» zu befassen und nicht mit solch kleinen, wie ein Familientisch es ist.

Schweizerische Studiengruppe für Konsumentenfragen

Anmerkung der Redaktion. Diesen Ausführungen, die absolut den Tatsachen entsprechen, möchten wir nun noch im Interesse der Kuhfleisch-Aktion aus Erfahrung beifügen, dass das dem Konsumenten zugängliche Fleisch dieser Klasse einen schmackhaften «pot auf feu» abgibt, nicht viel anders der Spatz darin, als wir ihn — mit seltenen extravaganten Ausnahmen punkto Qualität von jeher gewöhnt sind. Auch der Rindspfeffer soll schmackhaft sein, und im übrigen essen wir ja gerne, unserer Landwirtschaft zuliebe, das, was man von uns verlangt, wenn ihr damit geholfen werden kann.

Die Hausangestelltennot, ihre Ursache und Behebung

Darüber sprach anlässlich einer Konferenz von Lehrmeisterinnen Fräulein Rosa Neuenschwander, die in Frauenberufsfragen besonders versierte Praktikerin, und verwies in ihrer gründlichen, wohldurchdachten Weise vorerst auf die Ursachen dieser katastrophalen Zeiterscheinung. Diese sei, so sagt sie, ein internationales Problem wie auch das Schlechtwetter von Amerika zu uns herübergekommen. Die Ursache wird auf die Zeit der Hochkonjunktur im Kriegsjahr (1944) zurückgeführt. Es habe nun auch gar keinen Sinn, über die heutige Angestelltennot zu schimpfen, die vor allem auch in bäuerlichen Betrieben verhängnisvoll geworden ist, indem die fehlenden Arbeitskräfte eine Arbeitsüberlastung auf Kosten der Gesundheit der Bäuerinnen herbeiführen. Ein weiteres, sich hieraus resultierendes Problem ist auch die Landflucht der weiblichen Bauernjugend, welche es nicht in die Fussstapfen der frühgealterten Mutter zu treten anregt, Und manche Mutter selber wünscht aus eigenem selbsterlebtem Untergehen in der Arbeit ihrem Kinde ein weniger schweres Los. Nun aber wurde von zuständiger Seite festgestellt, dass die Hausangestelltennot ein Weltanschauungsproblem sei und weitgehend im Zusammenhang mit der grossen, revolutionären Revolution der Frauenberufsfrage, die zu einer Evolution geführt und während der letzten fünfzig Jahre eine bedeutsame Besserstellung der Frauenberufe gebracht habe.

Die Zeiten sind längst vorbei, da die sogenannte besser gestellte Tochter ihre Ausbildung mit einem Welschlandjahr als abgeschlossen betrachtet und ihre Zukunftsmöglichkeiten einzig und allein auf eine gute Heiratschance setzte. Es kam auch die Bevölkerungszunahme und mit ihr auch ein Frauenüberschuss, wobei der Existenzkampf des einzelnen mehr und mehr auch die Frauen, ob freiwillig oder durch die Verhältnisse gezwungen, nötigte, einen Beruf auszuüben. Durch die Industrie und das Gewerbe wurden vor allem während der Nachkriegsjahre für die Frauen Existenzmöglichkeiten erschlossen, die sogar zur Konkurrenz der Männerarbeit führten und die Parole aufwarf in bezug auf die Männer- und Frauenarbeit: Gleiche Arbeit, gleicher Lohn. — Ohne grosse berufliche Ausbildung wurden die Frauen als Arbeitskräfte von der Industrie und von den Büros aufgenommen. Immer weniger aktuell wurde demgegenüber der Hausangestelltenberuf. Die Ablehnungsgründe dafür sind recht mannigfaltig. Vor allem andern ist es der Mangel der geregelten Freizeit, welcher immer ins Treffen geführt wird. Es wurde in diesem Zusammenhang auf den Normalarbeitsvertrag verwiesen.

Zu jeder Zeit wird die Einsatzbereitschaft der Hausangestellten gefordert. Es sei auch nicht immer leicht, sich dauernd einem fremden Willen unterzuordnen und immer auf der Schattenseite des Lebens zu stehen, wie das die Hausangestellten — früher sagte man Mägde — mehr noch als heute forderte. Und mit dem sogenannten Familienanschluss sei das so eine Sache: Man gehöre zur Familie und doch nicht dazu, und zwar durch die von alters her eingefleischten Standesunterschiede. Für eine engere Familiengemeinschaft gibt das Bauernhaus Gewähr. Hier auch gibt es noch am meisten alte im Dienste derselben Familie treugebliebene Dienstboten. Bei vielen Gelegenheiten jedoch bekommt der weibliche Dienstbote seine zweitrangige Stellung zu fühlen. Um konkrete Beispiele hierfür wäre man nicht verlegen. Es sei in vielen Fällen weniger die Hausarbeit, welche den Leuten zuwider sei, sondern vielmehr das Gefühl des Zurückgesetztseins. Eine falsche Mentalität haben auch die Romanschreiber dem Hausangestelltenberuf gegenüber auf dem Gewissen, indem sie den Dienstbotenstand und deren Vertreter degradiert haben. So will also heute niemand mehr dienen, der über eine gewisse Intelligenz verfügt. Und so ist es also unklug, über die Hausangestelltennot zu schimpfen, weil dieses Zeitübel kollektiv verschuldet wurde.

Die Abhilfe der Diskreditierung des Hausangestelltenberufes sucht man einerseits durch eine beruflich zu erfassende Grundlage zu erreichen. Als solche gilt besonders das Hausdienstlehrjahr. Dieses Lehrjahr bedeutet für die Absolventinnen zeitlebens einen Gewinn, auch dann, wenn man vielleicht später nicht im Hausdienst oder im eigenen Haushalt tätig ist. Anderseits ist aber die Grundvoraussetzung die Schaffung einer besseren Mentalität. Hier muss schon beim Kind angesetzt werden und dieses, ob Mädchen oder Bub, zur Mitarbeit im Haushalt angehalten werden. In gleicher Weise soll das Kind dazu angehalten werden, mehr zu dienen, als zu verdienen.

Als weiteren Weg aus der Hausangestelltennot herauszukommen, bezeichnet die Referentin unter anderem auch die Rationalisierung des Haushaltes. Zweckdienliche Einrichtungen, Maschinen aller Art, helfen das Haushalten erleichtern. Es sei jedoch ein langer und weiter Weg zur Behebung der Hausangestelltennot und es gibt kein endgültig sicheres Rezept dafür. Darum sollte es den Lehrmeisterinnen ein besonderes Anliegen sein, junge Leute so anzulernen, dass sie Liebe zur Hausarbeit bekommen. Dies jedoch aber sei nur möglich, wenn man die rechte Liebe habe und einen fraulich-hausmütterlichen Geist in die Arbeit hineintrage. Vor allem jedoch möchten sich Lehrmeisterinnen bewusst sein, dass Hausdienstlehrtöchter nicht ein Ausweg aus der Angestelltennot und vor allem nicht als billige Arbeitskräfte zu betrachten seien.

M. S.

«Ist das Schweizer Ware ?»

Diese Frage wird den Verkäufern nicht nur bei uns, besonders vor und nach der «Schweizer Woche» gestellt, sondern auch im Auslande, wo man unsere Qualitätserzeugnisse zu schätzen weiss. Es scheint, dass sie da und dort nicht mit gutem Gewissen bejaht werden kann denn nach Zeitungsmitteilungen gibt es skrupellose Geschäftsleute, die sich nicht scheuen, ausländische Waren in einer Aufmachung oder unter einer Bezeichnung auf den Markt zu bringen, die bei den Käufern den Anschein erwecken, es handle sich um ein Schweizer Fabrikat, trotzdem es mit der Schweiz nichts zu tun hat.

Um solchen Praktiken den Riegel zu stossen, soll der ägyptische Handels- und Industrieminister eine Gesetzesvorlage vorbereiten, welche den Verkauf von Taschen- oder Wanduhren und Präzisionsinstrumenten verbieten will, wenn nicht genaue Angaben über die Herkunft gemacht werden. «Zahlreiche mit falschen Zeugnissen versehene Uhren», so heisst es in einer Pressenotiz, «geben den falschen Anschein, dass sie schweizerischen Fabrikates sind. In den letzten Monaten sind viele solcher Uhren in Aegypten zu übersetzten Preisen verkauft worden.»

Unlautere Machenschaften dieser Art fügen unserer Qualitätsproduktion schweren Schaden zu, weil sie beim Konsumenten und Käufer ein nicht unberechtigtes Misstrauen gegen Schweizer Waren hervorrufen, die diesen Namen zu Recht tragen. Wie kann sich der einheimische Produzent im In- und Auslande dagegen schützen? Ein Mittel liegt in der Verwendung des gesetzlich geschützten schweizerischen Ursprungszeichens, der «Armbrust», die auch im Auslande wohl bekannt ist und beachtet wird. Ueberall wird man es begrüssen, wenn man beim Einkauf die Frage «Ist das Schweizer Ware?» nicht zu stellen braucht, sondern die Herkunft an der Ursprungsmarke feststellen kann.

Schweiz. Ursprungszeichen

Politisches und anderes

Die neue französische Regierung

Dem Radikalsozialisten René Mayer ist es gelungen, eine neue französische Regierung zu bilden. Die Regierung unterstützen die der bisherigen Regierung Pinay nahestehenden Parteien und die Gaullisten. Das wichtigste Merkmal der neuen Kabinetts-Liste besteht in der Ersetzung des bisherigen langjährigen Aussenministers Robert Schumann durch Georges Bidault.

Das Massaker von Oradour vor Gericht

Am Montag begann vor dem Militärgericht in Bordeaux der Prozess um das Massaker von Oradour, dem im Laufe eines Nachmittags im Juni 1944 190 Männer, 245 Frauen und 207 Kinder zum Opfer fielen. Angeklagt sind 21 SS-Leute, davon 12 Elsässer.

Um die Europäische Verfassung

In Strassburg tagte die sogenannte ad hoc-Versammlung für eine europäische Föderation, die sich aus 87 Delegierten zusammensetzt und zwar aus Mitgliedern der gemeinsamen Versammlung der Montan-Union und solchen der Beratenden Versammlung des Europa-Rates. Die von der Versammlung gefassten Beschlüsse betreffen den künftigen «europäischen Exekutivrat», die Saarfrage, die Integrierung der europäischen Montan-Union und der europäischen Verteidigungsgemeinschaft.

Der amerikanische Budget-Entwurf für das Jahr 1953/1954

Präsident Truman hat dem amerikanischen Kongress den Entwurf zum Staatsvoranschlag für das Rechnungsjahr 1. Juli 1953/30. Juni 1954 unterbreitet. Der Entwurf sieht 78,6 Milliarden Dollars an Ausgaben und 68,7 Milliarden Dollars an Einnahmen vor. 73 Prozent der Ausgaben betreffen militärische Zwecke, Atomwaffen und Auslandshilfe.

Der Staatsvertrag für Oesterreich

Die Vertreter der Vereinigten Staaten, Grossbritanniens und Frankreichs in Moskau, haben am Montag dem sowjetischen Aussenministerium gleichlautende Noten überreicht, in welchen die Sowjetregierung eingeladen wird, die Verhandlungen über den Abschluss des Staatsvertrages mit Oesterreich wieder aufzunehmen.

Die Versorgungskrise in Osteuropa

Nach dem Bericht von Radio Prag versammeln sich Wirtschafts- und Landwirtschafts-Experten der Sowjet-Union und der kommunistischen Staaten in Osteuropa vom 13. bis 15. Januar zu einer Konferenz in Prag. Die Konferenz soll die wachsenden Schwierigkeiten der kommunistischen Staaten Osteuropas, vor allem auf dem Gebiete der Lebensmittel-Versorgung erörtern.

Rösy von Känel gestorben

In Zürich starb im Alter von 58 Jahren die Schriftstellerin Rösy von Känel. Am 23. Januar 1895 in Aarau geboren, hat sich die Verstorbene als Romanschriftstellerin einen Namen gemacht. Die meisten ihrer Werke erreichten mehrere Auflagen und fanden eine starke Verbreitung. Ihr grösster Erfolg war der im Jahre 1949 erschienene Roman «Passion».

Aenderung der dänischen Verfassung

Der dänische König genehmigte das Projekt einer Revision der Verfassung, wonach die älteste Tochter des Königspaares den Thron zu besteigen hat, falls kein direkter männlicher Nachfolger vorhanden ist. Das Projekt ersetzt auch das gegenwärtige Zweikammer-System durch eine einzige Kammer und lässt die Volksabstimmung über normale Gesetzesvorlagen zu. Dieses Projekt wird am 28. Mai dem Volk zur Abstimmung unterbreitet.

Verhaftung russischer Aerzte

Nach einer in London eingetroffenen Meldung der sowjetischen Nachrichtenagentur Tass wurde in der Sowjet-Union eine Gruppe russischer Professoren verhaftet. Es handelt sich um angesehene Aerzte, die beschuldigt werden durch falsche Diagnosen und ungeeignete Behandlung den Tod von Patienten verschuldet zu haben. Unter anderem sollen die Aerzte im Jahre 1948 den Tod des Sekretärs des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, und vermutlich Nachfolger Stalins, Andrej Schdanow, verschuldet haben.

Sieg der chilenischen Frauenpartei

Frau Maria de la Cruz, Präsidentin der Chilenischen Frauenpartei, ist als erste Frau in den chilenischen Senat gewählt worden. Sie ersetzt den zum Präsidenten der Republik gewählten Ibanez und hat den Konkurrenzkandidaten der Linken ebenso wie denjenigen der Rechten um das doppelte bis dreifache an Stimmen überflügelt. cf.

---

persönlich hier den Augenschein zu nehmen und mit uns zu reden; ich kenne ihre Art, zu handeln. Sie glaubt wohl, wir leiden den äussersten Mangel und seien verlassen. Warum will sie, dass wir nicht ohne die drei Knaben kommen? Wie, wenn sie suchte, uns hier wegzustehlen? Wir sind zum Teil von Katholiken umgeben. In wenigen Stunden wäre man mit uns auf österreichischem Boden.»

So ängstigten sich die Frauen. Wir suchten ihnen solche Befürchtungen wegzureden, allein Fräulein Leopoldine sagte: «Ihr werdet es noch sehen, ich kenne die Mama.» So halfen wir denn selber, um sie zu ermutigen, ihre Dienerschaft bewaffnen. Sie versperrten bei anbrechender Dämmerung das Schlosstor und liessen jede Nacht einen der Knechte Wache halten. (Anmerkung des Herausgebers: Im Jahre 1780 wurde am Erker unweit des Eingangstores ins Vordere Schloss Hallwil eine noch heute dort hängende Glocke angebracht. die Alarmzwecken dienen sollte.)

Fortsetzung folgt

Sophie Haemmerli-Marti [11]

Aus ihrem Leben und Schaffen

von Anna Kelterborn-Hämmerli

Begegnungen

Betrachtet man Sophie Haemmerli-Martis durch manchen bedeutsamen Briefwechsel dokumentierten Freundeskreis, so überrascht vor allem dessen Reichtum an Gegensätzen. Neben jungen Künstlern und Wissenschaftern stehen die alten Lehrer der eigenen Jugendzeit, neben Professoren Dorforiginale der Umgebung, neben den Jungendfreundinnen Angehörige fremder Nationen, mit denen mühelos auch englisch und französisch korrespondiert wird. Besonders rege und herzlich ist der Gedankenaustausch mit dem Aarauer Musiker Werner Wehrli, der gegen fünfzig Gedichte der Dichterin vertont, und mit dem Urner Maler Heinrich Danioth, der später ihrem Andenken sein graphisches Werk «Steile Welt» widmet.

Immer wieder tritt in diesem Freundeskreis die grosse Fähigkeit zur Treue hervor, nicht nur bei Sophie Haemmerli-Marti selbst, sondern auch bei denen, die mit ihr zusammengeführt werden. Pfarrer Heiz in Othmarsingen, Sophies erster Lateinlehrer, der nichts an der reichen Begabung des Kindes bewundert, sondern in unbestechlicher Pflichterfüllung von ihm die Aneignung klaren Denkens gefordert hatte, begleitete sie in der Folge in unerschütterlicher Freundschaft durch sechs Jahrzehnte hindurch. Wer in ihr eine Seelenkraft weckte, dem blieb sie zeitlebens verbunden. Ihre Dankbarkeit gegenüber Prof. Winteler, der sie die Wege zu den Geheimnissen der Muttersprache gewiesen hatte, erlöschte nie und befähigte sie, auch diese Beziehung, sie wandelnd und mit ihr wachsend, unversehrt zu bewahren bis zum Tode des genialen, das seelische Gleichgewicht aber oft nur mühsam wahrenden Dichters und Gelehrten. Die meisten der später in der Sammlung «Im Bluscht» veröffentlichten Gedichte waren ursprünglich an Winteler gerichtet und diesem in Briefen oder auf Postkarten geschickt worden, oft als kurze, helle Antwort auf lange, tiefgründig pessimistische Auseinandersetzungen. Auch hochdeutsche Gedichte sind oft zu finden in diesen Briefen, die zudem auf die loyale und mutige Seelenhaltung der Schreibenden manches bezeichnende Licht werfen.

In Bex hatte Sophie Haemmerli 1894 den englischen Geistlichen Elwin kennengelernt, der soeben ausser dem theologischen ein vollständiges medizinisches und mathematisches Studium abgeschlossen hatte. Erst nach dieser Vorbereitung glaubte er in segensreicher Weise beitragen zu können zur Christianisierung Chinas, worin er sein Lebensziel sah. Er blieb von China aus mit der Schweizerin in Verbindung und besuchte sie später während Urlaubsreisen mehrmals.

Nie trat jedoch in Sophie Haemmerli-Martis Leben etwas einseitig auf. So wurde sie auch jetzt gleichzeitig durch Impulse aus dem Westen berührt, und zwar durch die regelmässigen Besuche der Musikerinnen Wally, Charlotte und Elsa Rüegger, ihrer Cousinen, die als anerkannte Künstlerinnen im Musikleben von Bruxelles und der Vereinigten Staaten standen. Dass übrigens neben dem Calvinforscher Heiz und dem Methodisten Elwin auch ein bedeutender Katholik, der Stanser Pfarrer und Historiker Constantin Vockinger, zu den Freunden der Dichterin zählte, charakterisiert ihre Geisteshaltung ebenfalls.

Aus Briefen und Tagebüchern dieses Jahrzehnts geht hervor, dass eine «Psyche» genannte Sammlung hochdeutscher Gedichte stets von neuem vorgenommen und bearbeitet wurde. Merkwürdigerweise sind es nun gerade diese Sorgenkinder, diese hochdeutschen Gedichte, die zur bedeutungsvollsten Lebensbegegnung, zu der Begegnung und Freundschaft mit Carl Spitteler führten. Spitteler lernte jene Sammlung durch eine gemeinsame Bekannte kennen und fand «ein ungewöhnliches Gefallen» daran. «Ich bitte Sie, mein Urteil als etwas Ernsthaftes, Wohlüberlegtes aufzufassen», schreibt er im September 1906 an die Verfasserin, empfiehlt dann strengere formale Fassung, häufigere Verwendung des Sonetts, und die Lektüre von Schopenhauer und Burckhardt, Tasso und Ariost. Bald darauf hatte ein Brief über Spittelers Leben erschienenen Roman «Imago», in dem Sophie Haemmerli nicht ohne Erschütterung die Behandlung eines auch von ihr durchlittenen Problems erkannte, ihre Einladung in Spittelers Luzerner Heim zur Folge. «En höchi Zit het ire Afang gno», schreibt sie von diesem Ereignis drei Jahrzehnte später in der Schilderung «Mi erscht Spittelervisite». Ihre ganze Ehrfurcht vor der Grösse des Geistes und zugleich ihre Fähigkeit, sich bis zu den Grenzen der Selbstlosigkeit zu erheben, offenbart sich in diesem Kapitel ihrer schweizerdeutschen Lebensgeschichte, das bei aller Bedeutsamkeit den Ton volkstümlicher Frische und Lebendigkeit bewahrt.

Den Schulungsgang durch die Schriftsprache, den Spitteler anregte, vollzog sie mit Ernst und Hingabe. Dass sie Kritik annehmen und richtig auswerten könne, erweise gerade ihre innere Selbständigkeit, hatte ihr einst schon Winteler geschrieben. Als Spitteler aber 1907 die ausführliche Besprechung einer Anzahl ihrer Sonette mit den Worten begann: «Hochgeehrte Frau, lieber Collega. Fast, aber nicht ganz. Nie ganz», erreichte ihn unter demselben Datum aus Lenzburg eine Karte des Inhalts:

«Nie wird es ganz», tönt dein Bericht,
«Denn du bist viel zu klein dazu» —
Da hob ich auf mein Angesicht
Und sah dem Abendsterne zu.
Der weiss: «Die Sonne bin ich nicht»,
Doch geht er seine Bahn in Ruh
Und gibt der Nacht sein klares Licht.
Und in mir sprach's: «So tu auch du.»

Dieses In-sich-Beruhen musste jedoch erkämpft werden. Noch im Jahre zuvor schrieb Sophie Haemmerli an Spitteler: «Hilfe findet man nur, wo Verständnis ist, und nur der Dichter kann verstehen, wie es möglich ist, neben dem äusseren ein Phantasieleben zu führen, so reich und gross und schmerzvoll, dass es oft die schwache Hülle zu

Eine nachträgliche Weihnachtsgeschichte

Von Elisabeth Schönauer

Es rückte schon stark auf Weihnachten. Am Schreibtisch im alten Bauernstöckli in Schwandergraben sass Annemarie Gerber, eine freie Schriftstellerin, und schrieb an einer Weihnachtsgeschichte... Doch wollte es mit der Arbeit nicht rücken, denn die Stunde der schöpferischen Eingebung war noch nicht gekommen. Mit der Schriftstellerei ist es nämlich so, wie Gotthelf einmal im Zusammenhang mit aussergewöhnlichen Werken gesagt hatte: «Was in der Erde Tage, Wochen bedarf, das vollbringt ein Menschenherz, wenn die Stunde günstig ist, in Augenblicken.»

«Zum Weihnachtsgeschichten-Schreiben muss man halt eben aufgelegt sein, wenn sie wirklich das enthalten sollen, was einer richtigen Weihnachtserzählung die Würze verleiht. Da kann man nicht bloss verstandesmässig zu Werke gehen, da muss auch das Herz mehr als bei jeder anderen Sache mitbeteiligt sein. Und man müsste unmittelbar vorher selber ein richtiges Weihnachtswunder erleben, um überzeugende Weihnachtswundergeschichten schreiben zu können», seufzte, von vielerlei Enttäuschungen und Hindernissen durch langanhaltender Arbeitsunfähigkeit entmutigt, die Schriftstellerin. Auch quälte sie sich mit dem Gedanken, dass sie wohl keine rechte Schriftstellerin sei, weil das, was sie schreibe, wohl keinen grossen Wert habe und vermutlich niemand stark anrühren werde. — Solche Zweifel und Nöte wirken sich geradezu gefährlich auf die schöpferische Arbeit aus und unterhöhlen das aufbauende Gedankengut. Ja, der alleinstehenden Frau bangte geradezu vor der kommenden Weihnacht, weil ihr die letztjährige recht viel Sorgen und Kümmernisse gebracht hatte, und weil vor allem die Adventszeit trübe und lichtlos gewesen war. Denn gar vielen Menschen, denen die freie Schriftstellerin gerne eine richtige Weihnachtsfreude bereitet hätte, konnte sie nicht nach Wunsch und Willen bescheren. Da waren die Geschwister und die Geschwisterkinder, auf die die unverheiratete Frau ihre brachliegenden mütterlichen Gefühle übertragen hatte. Und da waren auch schon die Vertreter einer dritten Generation, lustige Buben und Meiteli, die nicht zu kurz kommen durften. Ja, so eine Tante und Grosstante könnte so viele Wünsche erfüllen und sie würde es sogar in unvernünftiger Weise tun, wenn sie grosse Einnahmen aus der Geschichtenschreiberei oder aber auch ein grosses, unerschöpfliches Bankkonto hätte.

Wie schön wär's zum Beispiel, wenn die heiratsfähigen Nichten und Neffen ihren Wunschzettel getrost und zuversichtlich in die Hände der Tante legen dürften. Da fehlt nämlich dem Bärbeli noch so vieles im Hochzytströgli und Hans-Ruedi, der frischverheiratete Neffe, besitzt für seinen jungen Ehestand noch keine Wanduhr. «Und wenn es auch nur ein «Guggerzytli» wäre, hatte er unlängst gesagt. Und welche Freude würde die Grosstante mit bunten Bilderbüchern dem Peterli und dem Kätheli bereiten! Zu einer kleinen, hübschen Puppe hatte das verfügbare Bargeld nur deshalb gereicht, weil eben diese Grosstante bei ihrer letzten Stadtfahrt auf ein rechtes Mittagessen verzichtet und dafür mit einer Tasse Kaffee und einem Weggli vorlieb genommen hatte. Da waren auch die Brüder und Schwägerinnen gewesen, deren Wünsche die Tante so gerne erfüllt hätte, wenn ihr die nötigen Reserven zur Verfügung gestanden hätten. Und da ist ja auch Susi, ihr Mündel, dessen Vormundschaft sie vor Jahren auf Weihnachten übernommen hatte. Auch die kleine Susi, die sich so über Erwarten erfreulich entwickelte, sollte nicht leer ausgehen. Und da war auch der taubstumme Nachbarssohn, der seine Mutter verloren hatte, dem man mit einem Weihnachtspäckli grosse Freude machen könnte. Und für all die Güte lieber Verwandter und Bekannter, deren man das Jahr hindurch teilhaftig wird, möchte man sich wenigstens auf Weihnachten durch einen sichtbaren Liebesbeweis erkenntlich zeigen. Doch letztes Jahr, um dieselbe Zeit war es geradezu wie verhext! Dem umfangreichen Weihnachtsbescherungsbudget stand ein viel zu kleiner Bargeldfonds gegenüber. Diese Leere im Geldbeutel war einerseits zurückzuführen auf eine ganze Menge ungedeckter Barauslagen für gemeinnützige und Wohltätigkeits-Institutionen und anderseits auch auf eine grosse gemeinnützige und soziale Inanspruchnahme auf Kosten der beruflichen Tätigkeit. — Für ehrenamtliche Arbeit wird nämlich die Hilfe alleinstehender Frauen gerne in Anspruch genommen. — Neben den vielen ungedeckten Ausgabenposten, trafen auch einige sonst auf Weihnachten fällige Zeitschriftenhonorare verspätet ein. Und es kamen einige kleinere Kapitalzinse aus privater Hand nicht zur Einlösung, weil man den alleinstehenden Frauen eine Grossmut ohne Grenzen zumutet. Und nicht genug mit allem, wurde die Publikation einiger grösserer Zeitungsbeiträge auf einen späteren Zeitpunkt verlegt, so dass auch diese zur Weihnachtsbescherung vorbehaltene Einnahme vereitelt wurde.

«Ich möchte nur wissen, ob andere Leute, die in meinen Schuhen stehen würden, nicht auch den ‚Verleider' hätten», seufzte die Schriftstellerin, die sich, wie gesagt, ganz und gar nicht in der erforderlichen gehobenen Stimmung befand zum «Weihnachtsgeschichtenmachen». Doch da wurde sie durch ein Klopfen an der Türe aus ihrem unerfreulichen Sinnen über Vergangenes herausgerissen.

Es war der Briefträger. «Ein eingeschriebener Brief! Bitte hier unterzeichnen!» sagte er kurz angebunden, weil er noch einen weiten und beschwerlichen Dienstweg vor sich hatte am Vormittag. Weil eingeschriebene Briefe im allgemeinen nichts Gutes verheissen, klopfte das Herz der Briefempfängerin unruhig. Zwar konnte es keine Zahlungsaufforderung sein, denn trotz ihres verhältnismässig bescheidenen Einkommens hatte Anne-Marie keine Schulden. Eine irrtümlich unterlaufene Briefzustellung konnte es ebenfalls nicht sein, denn da stand schwarz auf weiss: «An die Schriftstellerin Anne-Marie Gerber». Hatte der Brief eine berufliche Schwierigkeit im Gefolge? Welcher Schriftsteller war nicht schon früher oder später «beim Wickel» genommen worden, weil sich der eine oder der andere Leser der Geschichten irgendwie getroffen fühlte durch den dem täglichen Leben der Geschichten entnommenen Stoff! — Langsam, und mit einem Gefühl des Unbehagens, wurde der Brief geöffnet. Doch siehe da! — Mit dem mit flüchtig hingeworfenen Schriftzeichen bedeckten Briefbogen zog die Empfängerin auch eine Hunderternote aus dem Briefkuvert. Eine «Hunderter-Note?» wieder stutzte die Empfängerin. Der Briefunterzeichner war ihr freilich beruflich durch die Schriftstellergilde, jedoch persönlich nicht bekannt. Er schrieb:

«In einem religiösen Wochenblatt habe ich letztes Jahr Ihre Weihnachtserzählung gelesen und Ihre Adresse erfragt. Damit Sie dieses Jahr fröhlicher Weihnachten feiern können, weil Sie Ihren vielen Schützlingen eine Freude bereiten dürfen, schicke ich Ihnen beiliegenden Schein. Dieser ist mir aus einem besonderen Ressort meiner beruflichen Arbeit zugekommen. Er soll es Ihnen ermöglichen, Weihnachtsfreude zu bereiten, wie solcher so viele Leute in Ihrer Nähe bedürfen.»

Nicht nur die Hundertfrankennote, sondern der Brief selber war eine Kostbarkeit, weil dessen Inhalt aus der Tiefe einer wahrhaft gütigen und edlen Seele herausgeboren war. Das war auch die überraschende Erfüllung des Weihnachtswunders, zu dem der allgütige Gott im Himmel zuweilen gehorsame Kinder als Werkzeuge gebraucht, um seine Vatertreue zu beweisen.

Nun fügte sich beinahe mühelos Buchstabe an Buchstabe, Satz an Satz, zusammen zu einer Weihnachtsgeschichte, deren Verfasserin beglückt all den Spuren folgte, wo es den Glauben an die wunderselige Weihnachtsbotschaft aufs neue zu wecken galt, den Glauben an die Frohbotschaft:

«Friede auf Erden und an den Menschen
ein Wohlgefallen.»

Notizen zum Frauenstimmrecht

Sonntag, morgens 7 Uhr, am Stimmrechtssonntag. Langsam fallen ein paar Schneeflocken vom Himmel. Es eilt nicht mit dem Aufstehen. Wenn man seit Jahrzehnten über das Frauenstimmrecht geschrieben, Vorträge gehalten hat und noch immer keinen positiven Erfolg sieht, wird man manchmal «müde». Ich drehe mich also nochmals auf die Seite, aber das Stimmrecht spukt so in meinem Geist herum, dass ich hellwach werde. Erinnerungen tauchen auf, ich sehe mich als junges Mädchen, voller Eifer und Feuer für die gerechte Sache. Wer mir damals gesagt hätte, dass wir nach Jahrzehnten noch immer kein Frauenstimmrecht besitzen, den hätte ich ausgelacht. Und nun stehen wir heute immer noch am gleichen Platz. Doch halt, ganz ist es nicht so. Die Massen sind doch aufgerüttelt. Es hat verschiedene Abstimmungen über das Frauenstimmrecht gegeben, deren Resultate gar nicht so entmutigend waren. Warum aber hat die Frau das Stimmrecht noch nicht, sie hat doch auf allen Gebieten bewiesen, dass sie Tüchtiges leisten kann, dass sie gerade durch ihre Weiblichkeit, durch das «Andersdenken» in der Politik den Mann e r g ä n z e n kann. Es lohnt sich, im Interesse unseres Staates, für das Frauenstimmrecht zu kämpfen. Bei diesem Gedanken angelangt, hält es mich doch nicht mehr zu Hause. Ich darf doch nicht in die gefährliche Gleichgültigkeit verfallen, in der sich leider noch so viele Frauen befinden. Es scheint mir, dass möglichst viele Frauen sich zur Sache bekennen sollten. Es schaut doch gut aus, wenn Hunderte aufgeweckter Frauen zusammenströmen!

Zum Punkt: Gleiche Pflichten — gleiche Rechte:

möchte ich wieder einmal nur auf einen Punkt eintreten. Es handelt sich um eine Frau, die einen schwerkranken, nicht mehr verdienstfähigen Mann und zwei Kinder mit ihrem Lohn durchzubringen hatte. Von diesem kleinen Lohn hatte diese Frau Militärsteuern, beziehungsweise Militärpflichtersatz zu leisten. Die Militärsteuer ist rechtlich keine Steuer, sondern ein Geldersatz für nicht geleisteten Militärdienst, also rein persönlicher Natur. Die Frau hat keinen Militärdienst zu leisten, aber hier darf sie nun voll für den Mann eintreten und bezahlen. Ja, die Pflichten ohne Rechte! Die Frau musste bezahlen, gestützt auf den ominösen Art. 41 Ziffer 5 d der Vollziehungsverordnung von 1934 zum Bundesgesetz über den Militärpflichtersatz. Dieser Artikel hätte längst aus der Verordnung ausgemerzt werden sollen. Sowohl juristisch als auch wirtschaftlich besteht er zu Unrecht. Aber dies ist nur ein Beispiel aus vielen Fällen, bei denen die Frau Abhilfe schaffen würde, hätte sie etwas zu sagen. Aber «nid nahlah gwünnt». clw.

Nach einem Jahr Kanada

Das erste, was uns bei der Landung im Hafen von Quebec in die Augen fiel, war eine kleine, windschiefe Hütte, auf wenigen Pfählen gebaut und doch — o Wunder — konnte man deutlich sehen, dass ihre Wände aus roten Backsteinen aufgeführt waren. Beim Näherkommen allerdings erwies sich die vermeintliche Mauerung als simpler Belag aus täuschend gemusterter Dachpappe... Daneben zog sich ein grasüberwachsenes Bahntrasse und eine holprige Strasse; Reklametafeln für Coca-Cola und «7-up» säumten den Weg, an dem, gleich abgestorbenen Bäumen, lauter windschiefe Telegraphenmasten standen. Das Ganze sah aus wie eine in grösster Eile hingepflanzte Goldgräbersiedlung.

In der Stadt selbst, die mit Stolz auf ihr für kanadische Begriffe ehrwürdiges Alter von bald 350 Jahren zurückblickt, standen wir zuerst einmal staunend vor einem Andenkenladen. Neben perlenbestickten Mokassins und Portemonnaies mit aufgestempelten Indianerköpfen, stand da ein grosses Biermass mit der Aufforderung «Freut Euch des Lebens», das irgendwie seinen Weg aus einem Münchner Trödlerladen in dies Stück neue Welt gefunden hatte.

Sie sind einander alle ähnlich, diese kleinen und grösseren Städte der Provinz: Eine Hauptstrasse mit provisorisch scheinenden aneinander gereihten Bauten, einem Woolworth-Laden, einem Geschäft der United-Stores und einigen Filialen der als «Super-Markets» bezeichneten Selbstbedienungsläden. Daneben ein paar kleine Mercerieläden, die poetische Namen tragen wie «Au Bonheur des Dames», «Aux doigts agiles» und «Au paradis du Bébé». Auch eine Markthalle und ein Platz davor fehlt selten, wo mittwochs und samstags die Früchte der Jahreszeit feilgehalten werden. Das Postgebäude ist meist aus rotem Backstein erstellt, in der Nähe davon hat die Bell-Company ihr Quartier aufgeschlagen, einige Kinos sorgen für Vergnügen, ein paar verstreute Kirchen für die Sicherheit der Seele, und die Filialen der «Royal Bank of Canada» für jene des Geldes...

Damit ist die eigentliche Stadt fertig und es beginnen jene Strassenzüge, welche d a s Bild hiesigen Lebens sind: Da steht ein hohes, neben einem niedrigen Haus, ein schönes neben einem hässlichen, eines aus Holz neben einem aus Stein. Denn wer ein Stück Land besitzt, der baut darauf, was ihm passt, und sei es auch nur ein Püntenhäuschen aus Latten und Dachpappe. Etwas jedoch gehört immer dazu: eine sogenannte Sun-Porch, nämlich eine von Balken oder Pfählen gestützte Terrasse unter einem Vordächlein, die sich oft um das ganze Haus erstreckt. Dort sieht man denn an heissen Sommertagen die Frauen — und sehr oft auch die Männer — stundenlang hinter Fliegengittern auf Schaukelstühlen sitzen, und man denke sich ja nicht, dass sie dazu unbedingt stricken oder lesen müssen. Es gibt ja immer etwas zu sehen auf der Strasse, und hie und da kommt auch eine Nachbarin auf ein Plauderstündchen. Ja, auch kleine Kinder, kaum der Wiege entwachsen, haben ihr Schaukelstühlchen, und nicht selten sieht man sie, Eiscrème lutschend oder Popcorn futternd, mit der Mutter im Takt der süssen Beschäftigung obliegen.

Diese und so viele andere Dinge bemerkt man heute kaum mehr. Wir erwachen nachts nicht mehr, wenn die vorbeifahrenden Züge ihre wilden Raubtierrufe brüllen, wir drehen uns nicht mehr um nach einer Frau, welche einen ganzen botanischen Garten auf dem Kopf trägt, stürzen uns in einem kanadischen Heim auch nicht mehr auf die Wachsblumen, um daran zu riechen. — Vielleicht tragen wir selber schon einen farbenprächtigen Pullover und die populären Blue-Jeans, jene Hosen aus grobem Ueberkleiderstoff mit den bunt gesteppten Nähten. — Man würde auch niemals mehr den Faux-Pas begehen, bei einer Einladung zum Kaffee eine rosa Tasse pedantisch auf einen rosa Untersteller zu setzen, anstatt auf einen blauen, grünen oder gelben, und die Hand reicht man den Leuten nur, wenn man sie sehr deutlich entgegengestreckt bekommt. Und um Gottes Willen schaue man kein fremdes Kind böse an, auch dann nicht, wenn es das eigene mit Steinen bewirft! Denn Kinder sind hier immer Darling, Honey und sweet — auf jeden Fall für die eigenen Eltern.

Es wird uns kaum mehr einfallen, abends um neun Uhr ob dem Sirenengeheul den Kopf zu heben, gilt dieser Mahnruf doch nicht uns, sondern allen Kindern, welche sich noch auf der Gasse befinden und nun schleunigst zu Bett gehen sollen — denn im Gegensatz zu andern Gegenden dürfen sie in der Provinz Quebec nicht mit ins Kino genommen werden. Wir schauen uns nicht mehr die Augen aus dem Kopf, wenn ein Flugzeug über einer Baustelle erscheint, um den Zahltag für die Arbeiter abzuwerfen, und ein Streifzug durch ein kanadisches Warenhaus hat für uns seine Reize und Schrecken verloren. Vorbei sind die Zeiten, da man sich ob einer Lampe entsetzte, deren Fuss aus einem Holländerschuh, der Schirm aber aus einem Dirndlkleid samt Voileschürzchen besteht. Seither hat man sich ja auch an skalpierte Häupter von porzellanenen Herren und Damen gewöhnt, welche sich als Blumentöpfe soo hübsch ausnehmen!

Und im übrigen: Nach einem Jahr Kanada sieht man, dass die Leute hier gar nicht so verschieden sind von denen in der alten Heimat. Wo Frauen zusammensitzen, sprechen sie auch vom Kochen, von den Kindern und der Wäsche, während sich die

OVOMALTINE
stärkt auch Sie!

sprengen droht. Und nur wer diesen Kampf gegen die Melancholie, herrührend vom Kontrast zwischen Erreichbarem und Erreichtem, auch schon gekämpft hat, weiss, was auf dem Spiele steht.» Im gleichen Brief wird die soeben erscheinende 3. Auflage von «Mis Chindli» erwähnt und beigefügt: «Wie glücklich könnte ich sein, wenn diese Seite meines Wesens die vorherrschende wäre.» Tatsächlich beginnen sich aber diese gegensätzlichen Seelengebiete jetzt mehr und mehr zu durchdringen, und es liegt wohl gerade hier in eine der tiefsten Auswirkungen des Geistes Spittelers auf die Dichterin. Dass übrigens der schwermütige Zug in ihrem Wesen im äusseren Leben kaum in Erscheinung trat, ist nur durch ihre ausserordentliche, aber wie selbstverständlich ihrer innersten Persönlichkeit entspringende Willenskraft erklärlich.

Von Spitteler aus wurde diese Freundschaft ausschliesslich aus den Voraussetzungen der beiden Individualitäten aufgebaut. Dass schon früher eine Beziehung des jungen Dichters zur Familie von Sophie Martis Mutter bestanden hatte, war dafür ohne Belang. Erst kurz vor seinem Tode, dann allerdings mit grosser Innigkeit, begann Spittteler von dieser Beziehung wieder zu sprechen. Ebenso beharrlich lehnte er es anfangs ab, Sophie Haemmerlis eigene Familie kennenzulernen. Mit höflichem Bedauern schob er jede Einladung nach Lenzburg hinaus. Vier Jahre nach der ersten Begegnung stand er aber in der Frühe eines strahlenden Junitages unangemeldet im Garten des Doktorhauses und nahm schon bei der Begrüssung die ganze Familie in seine Freundschaft auf. «Ich möchte, dass Sie den Tag rot anstreichen, an dem ich zum erstenmal bei Ihnen war», schrieb er davon in seiner letzten Lebenszeit. Plötzlich und bleibend war die bisher von Geist zu Geist waltende Beziehung an diesem Tag verinnerlicht und beseelt worden.

Ernte

«Wir aber schaffen und stehen weit über dem Nebel», schrieb Spitteler 1915 an Sophie Haemmerli-Marti. Sie hatte 1913 und 1914 drei Bändchen Mundartgedichte herausgegeben, die in das grosse Sterben der Kriegszeit hinein die Heiligkeit des Lebens strahlten. Im «Wienechtsbuech» spiegelt sich die andachtserfüllte winterliche Festzeit in staunenden Kinderseelen. «Im Bluescht» erfasst die frühlingshaften Gefühle der Seele in ihrer kristallklaren Frische, ohne sie durch die geringste Sentimentalität trüben zu lassen. Die Grossvatterliedli sind Hans Thoma gewidmet. Der deutsche Malerpoet und die schweizerische Mundartdichterin standen oft in einem alemannisch geführten Briefwechsel, schon Jahre bevor anlässlich der Geburtstagsfeier des Siebzigjährigen eine offizielle Einladung des Lenzburger Arztehepaars nach Karlsruhe auch die persönliche Bekanntschaft herbeigeführt hatte. Von «Mis Chindli» schrieb Thoma einst in einem Aufsatz: «s' sind Liebeslieder, so schön wie die vom Salomo.»

Einige Jahre später bat der Herausgeber einer schweizerdeutschen Anthologie Sophie Haemmerli-Marti um eine autobiographische Skizze und erhielt «Oeppis vo Othmissinge», das lichtgetränkte Bild ihrer Jugendzeit. Von nun an ruhte das Streben nach der Gestaltung guter schweizerdeutscher Prosa nie mehr, und es entstanden nach und nach alle Teile des späteren Sammelbandes «Mis Aargäu». Ereignisse und Gestalten aus dem Leben und der Heimat der Dichterin erlangten darin poetische Wirklichkeit.

Unter den in dieser Zeit veröffentlichten Essays in der Schriftsprache befassen sich die eingehendsten mit den Werken Carl Spittelers. Auch eine Schilderung seiner Persönlichkeit hatte der Dichter angeregt — «Weil Sie manches besser wissen als viele, die es schlechter wissen» —, doch blieb die Schrift «Carl Spitteler in Lenzburg» wie vieles andere zum Leidwesen der Verfasserin Fragment.

Denn die in Haus und Garten Beschäftigte und von Haushaltsorgen Bedrängte sucht oft umsonst nach einem Refugium, glaubt es bald unter dem Dach, bald in einem Gartenversteck gefunden zu haben, aber immer vergebens — das Telephon und die Kinderrufe erreichen sie überall! «Zum Ganzen strebt mein Geist, und muss sich nun in Kleinigkeiten täglich neu verzehren», hatte sie einst in einem Gedicht von 1904 geklagt. Heute trägt sie mit humorvoll geäusserter Verzweiflung, aber ohne Auflehnung, ihre Manuskripte im Wäschekorb treppauf und -nieder. Wenn sie 1922 bei einem Strassenunfall in Lebensgefahr kommt, schreibt sie nachher: «Neben dem Gedanken an Mann und Kinder plagte mich vor allem die unvollendete Lebensaufgabe.» Nie würde sie aber dieser Aufgabe zulieb die Ansprüche des äusseren Lebens vernachlässigen. Das Bedürfnis, handelnd und mitfühlend für die Menschen dazusein, die das Schicksal ihr entgegenführt, ist ihr von allen Forderungen die nächste.

Rasch und gewandt geschriebene Zeitungsartikel nehmen Stellung zu Gemeinde-, Schul- oder Frauenfragen und zeugen für den Mut und den Gerechtigkeitssinn ihrer Verfasserin. Mit grosser Wärme nimmt Sophie Haemmerli an allem, was um sie her vorgeht, Anteil, nur das Kleinliche wird umbeachtet übergangen. Am schönsten ist ihre Sprache, wenn es um die Ehrung eines verdienten Menschen geht, sei es nun ein Gelehrter oder eine mit Wind und Wetter verbundene alte Frau wie die Badmeisterin am Aabach. Zuweilen sind solche Einsendungen auch gereimt und dann meist sehr witzig oder leicht satirisch, nie jedoch bitter — etwas sieghaft Lachendes behält die Oberhand.

Damit wird ein Gebiet berührt, das im literarischen Werk der Autorin nicht zum Ausdruck kommt, in biographischer Hinsicht aber umso aufschlussreicher ist: die unübersehbare Fülle ihrer Gelegenheitsgedichte. Wenn darin auch die letzte Formgebung naturgemäss ausbleibt, so ist doch die Keimkraft echter Poesie fast überall spürbar. Immer wieder finden sich darunter so ursprüngliche und prägnante Verse wie die folgenden:

Sine Gstorbne Treui halte
Und doch nid für d Wält verchalte,
mit der Juget d Freude teile
Und den Alte d Blätzab gheile.

Inhaltlich offenbaren diese Gelegenheitsgedichte die Fülle von Beziehungen, in deren Mittelpunkt die Dichterin stand. «Nie erlahme, nie erchalte, euses Härz het tusig Gstalte» — damit sprach dieses Herz sich selber aus.

Oft wurden solche Gelegenheitssprüche während der Tagesarbeit rasch auf Zettel oder Briefumschläge geschrieben, häufig neben den Ausspruch eines Kindes oder eines Patienten oder neben Notizen für die laufende Arbeit im Haus. Auch ganze Reihen schweizerdeutscher Wörter wurden derart vermerkt oder hochdeutsche mit der Frage nach einer schweizerdeutschen Entsprechung versehen; denn wie ein nie aussetzender Unterton ging die Beschäftigung mit der Sprache, dieser Dienst am reinen Wort, durch alle Tage mit. Dabei fällt auf, dass diese flüchtigen Notizen nie ein verschwommenes oder vernachlässigtes Schriftbild zeigen. In der Jugend wie im Alter, ob schnell oder langsam oder im Dunkeln zu Papier gebracht — und die meisten Gedichte von Sophie Haemmerli-Marti entstanden in der Nacht und wurden auch nachts aufgeschrieben — stets bewahrt diese Schrift ihre nie getrübte Klarheit. In leichten, aber gross und kühn geformten Zügen erhält jeder Buchstabe seine individuelle Prägung, und doch scheinen die ansteigenden Zeilen nur zu schweben auf ihrer Unterlage, damit sich nur lose verbunden zu haben.

Männer über Probleme des Berufes und den Sport unterhalten. Mit der Zeit sieht man sogar, dass es allerlei gibt, was man am Anfang vergeblich gesucht hatte, weil man es nicht beim richtigen Namen zu nennen wusste — auch Kultur. Es besteht sogar bei vielen Leuten ein grosses Bedürfnis darnach, und sie versuchen auf alle Arten, es zu befriedigen. Sogar das kanadische Radio zeigt deutliche Ansätze zu guten, ja hervorragenden Leistungen, wenngleich sie oft im Wust der Reklamesendungen unterzugehen drohen.

Kurzum, es lässt sich hier, wenn man ehrlich sein will, recht gut leben. Diese Gewissheit — und ein eigenes Auto — mehr kann man schliesslich nach einem Jahr Kanada nicht verlangen?

Claire Andres-Hartmann

Um die Not der Einsamkeit

Es gibt unter uns hin und wieder Menschen, die einsam sind, oft so unendlich einsam, dass diese Einsamkeit wie eine drückende Last auf ihrer Seele liegt. Sie haben niemanden, der zu ihnen gehört, mit dem sie gelegentlich eine frohe Stunde verleben, ihren Kummer teilen, an dessen Schulter sie sich lehnen könnten, wenn sie müde sind oder eines Trostes bedürfen. Sie stehen ganz allein im Leben, in einem oft recht freund- und sonnenlosen Leben. Niemand wartet zu Hause auf sie, niemand steht an ihrem Bette, wenn sie sich krank und elend fühlen und eine Hilfe nötig haben würden. Still und einsam vergehen ihre Tage, deren Stundengang oft so erschreckend lang ist, gerade dann, wenn vielleicht diese Stunden voller Sorgen und Beschwerden sind. Oft ist diese Stille im Hause für sie kaum mehr zu ertragen. Sie gehen hinaus in der Hoffnung, ihr Einsamkeitsgefühl draussen unter den Menschen ein bisschen vergessen zu können, aber auch dort, mitten im lauten Leben, sind sie allein. Eilig hasten die Menschen an ihnen vorbei. Sie haben keinen Blick für sie, sind zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Und wieder kehren sie nach Hause zurück, in die grosse Stille, der sie umsonst zu entfliehen versuchten. Sie wartet auf sie, umfängt sie wieder mit ihren kalten Armen, kaum, dass sie einen Schritt über die Schwelle getan.

Wer die Einsamkeit nicht kennt, weiss nicht, wie quälend sie sein kann.

Und so einsam bist vielleicht auch Du, und Du, liebe Leserin und lieber Leser. Auch deine Klage glaube ich aus der Ferne zu vernehmen. Aber sag, sag ganz aufrichtig, bist Du nicht auch ein wenig schuld an Deinem Alleinsein, unter dem Du so sehr leidest? Vielleicht hast Du nie so recht das Deinige dazu beigetragen, den Anschluss an einen Mitmenschen zu suchen. Bestimmt hättest Du einmal jemanden finden können, der Dir die Hand zur Freundschaft gereicht und Dir gerne ein lieber Kamerad geworden wäre. Aber Du — Du hast eben diesen Moment verfehlt, hast diese Hand nicht ergriffen, hast diesen Menschen nicht das nötige Vertrauen entgegengebracht. Dies und jenes hat Dir an ihm missfallen, dies und das hat Dich an seinem Wesen und Benehmen gestört. Man darf die andern um uns herum nicht immer anders haben wollen als sie sind. Man sollte stets mit ihren Fehlern und Schwächen Nachsicht haben, denn glaube mir, in einem jeden von ihnen lebt ein Fünkchen Gutes, an dem wir uns freuen und wärmen könnten.

Sieh, auch in meinem Leben hat es einmal eine Zeit gegeben, da ich mich — weil fremd in einer grossen Stadt — sehr einsam fühlte. Aber ich suchte und fand einen Weg, um aus diesem Alleinsein, das mir nicht gefiel, möglichst rasch herauszukommen. Was tat ich? Kurz entschlossen, da es eben keine andere Möglichkeit gab, an einem netten Menschen Anschluss zu finden, setzte ich ein Inserat in die Zeitung, suchte eine Kameradin für Gedankenaustausch und Zusammensein in der Freizeit. Ich bekam ein paar Dutzend Zuschriften. Aus dieser Fülle suchte ich heraus, was mir zusagte. Meine Wahl fiel auf eine Dame, die, wie ich, geistigen Anschluss wünschte und heute verbindet uns eine bald zwölfjährige aufrichtige Freundschaft. Wir haben schon viele schöne Stunden miteinander verbracht, doch auch die andern, die weniger schönen, haben wir miteinander geteilt. Stets haben wir treu zusammengehalten und eines wie das andere weiss, mag kommen was will, wir sind im Leben nicht allein.

Ich kenne aber auch noch andere Fälle, wo zum Beispiel zwei alleinstehende Frauen sich zusammentaten und in einer Wohnung miteinander hausten. Sie teilen die Miete und auch alle sonstigen Auslagen miteinander, nehmen am gemeinsamen Tisch ihr Essen ein, und wenn die eine oder andere krank ist, ist sie nicht sich selbst überlassen.

Nein, man muss nicht einsam sein, es gibt keine vom Schicksal uns aufgezwungene Einsamkeit, wie wir oft so gerne klagen. Es gibt immer Menschen, die froh sind, sich jemanden anschliessen und mit jemanden ihre Gedanken teilen zu können.

Wir aber müssen auch das unsrige dazu beitragen, und immer wieder aufs Neue an das Gute im Menschen glauben, auch dann, wenn wir hin und wieder sollten enttäuscht worden sein. Wenn wir so denken und handeln, dann — ja dann werden wir nie ganz allein sein müssen.

Lilly Wiesner

Wie kann sich die alleinstehende berufstätige Frau für das kommende Alter vor Armut schützen?

Vor kurzer Zeit schrieb mir eine ältere Frau: «Da ich vergessen habe, auf meiner Lebenswanderung irdische Schätze zu sammeln, langt es nun nirgends. Es könnte mir vielleicht von grossem Nutzen sein, zu erfahren, wie andere alte Frauen sich zur Armut stellen.»

Da diese Frage von jeher aktuell war, möchte ich wiederholen, was ich schon vor zwanzig Jahren geschrieben habe:

In Frauenberufskreisen ist der Schutz durch Versicherung noch viel zu wenig bekannt. Darum möchten wir der alleinstehenden Frau zeigen, wie man sich im Alter eine bessere finanzielle Lage sichern kann. Unserem in der Schweiz üblichen Sparsystem wollen wir folgende Ueberlegungen entgegenstellen: Die Versuchung, Depositen oder auf Sparkassen sichergelegtes Geld im Moment des Bedürfnisses zur Verfügung zu haben, ist gross, und ihr wird in diesem Falle wohl selten der genügende Widerstand geleistet, auch da nicht, wo es sich vielleicht um Ansprüche handelt, auf die man leicht hätte verzichten können. Die Versicherung aber, die solchen gelegentlichen Wünschen nicht zugänglich ist, leistet somit eine höhere Kapitalsicherheit für die eingezahlten Prämien. Für uns Frauen ganz im allgemeinen ist eine derartige Anlage eine unbedingte Notwendigkeit, sind wir doch mehr denn je darauf angewiesen, für unsere Zukunft zu sorgen. Es wird so viel von uns verlangt, überall sollen wir beistehen und Hilfe leisten, und dabei denkt man oft nur zu wenig an sich selbst. Sind nicht schon immer von seiten der lieben Mitmenschen an uns Frauen hohe Ansprüche gestellt worden, in der Voraussetzung, dass die Lebenshaltung der Frau in viel einfacheren Bahnen verläuft? Das war früher so, das ist heute noch so und wird immer so bleiben, dass man bei uns Frauen stets einen opferfreudigen Altruismus erwartet. Darum rufe ich allen zu: Denkt beim Geben auch an eure eigene Zukunft! Schützt euch vor der Gefahr, durch allzu grosse Opfer im Alter selber arm zu sein.

Eine Versicherung gibt den nötigen Halt, schon aus dem wichtigen Grunde, weil man die Einzahlungen regelmässig machen muss. Das ist gerade für uns Frauen von Gutem; denn wir sind zu gefühlsmässig veranlagt, als dass wir nicht da und dort aushelfen, wenn man uns richtig zu bitten versteht. Durch das Einhalten der Versicherungsprämie aber wird manche Frau nicht ohne weiteres in der Lage sein, an Unterstützungen zu denken.

Für die berufstätige Frau stelle ich mir den Abschluss einer Versicherung folgendermassen vor: In dem Augenblick, da der Verdienst einsetzt, und das ist heutzutage schon in frühen Jahren möglich, soll zunächst ausgerechnet werden, welche regelmässigen Prämienzahlungen monatlich, viertel- oder halbjährlich man zu leisten imstande ist. Danach soll sich auch die Höhe der Versicherungssumme und der günstige Zeitpunkt des Eintrittes richten, wenn die Versicherung vorteilhaft sein soll.

Man verständige sich am besten direkt mit einem selbstgewählten Versicherungsinstitut und verlange genauen Aufschluss über die Natur der Versicherung. Alsdann sei man immerhin beim Abschluss der Versicherung noch so vorsichtig und erwäge, wie weit man die meist formell gleichlautenden Bestimmungen einhalten kann, und erkundige sich über alle verschiedenen Versicherungsmöglichkeiten, welche die Gesellschaft bietet.

M. E. Gysin

Kleine Rundschau

Erfolgreiche Tätigkeit des schweizerischen Sozialsekretariates in London

Das schweizeriche Sozialsekretariat in London entfaltete auch im letzten Jahre wieder eine sehr umfangreiche Beratungs- und Hilfstätigkeit zu Gunsten der jungen Schweizerinnen, die vorübergehend in englischen Familien beschäftigt sind. Von den ungefähr 3800 Mitbürgerinnen, die vergangenes Jahr in englischen Haushaltungsstellen beschäftigt waren oder Sprachschulen besuchten, hatte sich diese Stelle mit 1309 in irgendeiner Form zu befassen. Bei 418 handelte es sich um Fälle, die der Fürsorge bedurften. In 228 Fällen waren Schwierigkeiten mit dem Arbeitgeber oder den Behörden der Grund, warum die Dienste des Sekretariates beansprucht wurden. Es war auch bei der Lösung des Wohnungsproblems schweizerischer Passantinnen behilflich, half Eltern vor der Einreise in England Auskünfte über den Arbeitgeber ihrer Töchter einzuziehen und orientierte besorgte Angehörige über das Ergehen von Töchtern, die ihre Familie ohne Nachrichten liessen. 70 Schweizerinnen mussten wegen Krankheit betreut werden. Für 80 wurde als Ausweg aus Schwierigkeiten die Heimreise organisiert. Das Sekretariat kümmerte sich auch um 43 werdende Mütter und half ihnen bei der Bewältigung ihrer sehr komplizierten Probleme.

e.

Die Volkswirtschaftskammer des Berner Oberlandes

hat soeben ihren Jahresbericht pro 1951/52 herausgegeben, der einen wertvollen Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse und die vielseitige Tätigkeit der Kammerorgane gewährt. Die von der Sekretärin, Margrit Zwahlen, verfasste Schrift behandelt die Gebiete Land- und Alpwirtschaft, Fremdenverkehr und Hotellerie, Handwerk, Gewerbe und Industrie, Gemeindeangelegenheiten, Heimarbeit und Kunstgewerbe, Hauswirtschaft und soziale Fürsorge.

Der Verband ostschweizerischer Landwirtschaftlicher Genossenschaften (V.O.L.G.), Winterthur

dem 358 Genossenschaften aus zehn Kantonen der Ost-, Nord- und Zentralschweiz angehören, setzte 1952 für 118 843 443 Franken Waren um gegen 115 894 905 Franken im vorigen Jahr. Davon waren landwirtschaftliche Hilfsstoffe (Kunstdünger, Kraftfuttermittel und Sämereien) 32,85 Millionen (30,41), Haushaltswaren 56,60 (55,80), und Landesprodukte (Obst, Kartoffeln, Wein, Gemüse, Heu und Emd, Stroh, Bienenhonig, Eier usw.) 29,39 (29,68) Millionen Franken. Der Getreideverkehr sowie die Uebernahme von Oelsaaten, die im erwähnten Umsatz nicht inbegriffen sind, beliefen sich in der gleichen Zeit auf 26 755 393 (24 407 190) Franken. Totalumsatz somit 145,59 Millionen Franken. Der Reinertrag wird verwendet zu ausserordentlichen Abschreibungen und zur Ausrichtung einer Rückvergütung von 458 162 Franken an die Genossenschaften. 91 709.33 Franken werden auf neue Rechnung vorgetragen.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. Montag, den 19. Januar, 17 Uhr, «Die Menschenrechte». Maria Niels spricht über Eindrücke vom 3. schweizerischen Unesco-Informationskurs, im Oktober 1952. Eintritt für Nichtmitglieder: Fr. 1.50.

Luzern: Frauenbestrebungen. Dienstag, den 20. Januar, 20.15 Uhr, in der Krone «Zur Psychologie von Mann und Frau». Referentin: Dr. phil. Hans Zantop, Psychologe, Basel.

Bern: Schweiz. Lyceum-Club, Theaterplatz 7, 2. Stock. Mittwoch, 21. Januar, 16 Uhr: Madame Marcelle Besson dira quelques uns de ses «Poèmes en langage clair» récemment parus en librairie.

Freitag, 23. Januar, 15.30 Uhr: Vortrag von Frau Dr. Ruth Gilg-Ludwig über Musikleben im 18. Jahrhundert. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Frauenfeld: Thurg. Verband für Staatsbürgerliche Frauenarbeit. Freitag, den 23. Januar 1953, um 20 Uhr, im Volkshaus Helvetia. Vortrag von Dr. Fritz Wartenweiler: Der Hunger in der Welt.

«Heim» Neukirch a. d. Thur

Volksbildungsheim für Mädchen

Sommer 1953

Mitte April bis Mitte Oktober: Sommerkurs (Alter 17 Jahre und darüber). Einführung in die Arbeit in Haus, Küche, Kinderstube und Garten. — Leben und Aufgaben des jungen Mädchens, der jungen Frau, Mutter und der Staatsbürgerin. Besprechung religiöser, sozialer und politischer Fragen. — Turnen, Singen, Spielen, Wandern. Besichtigung von Betrieben aller Art.

Von Ende April an: Einführungskurs in Haushalt und Hausdienst für Mädchen im Alter von 14—16 Jahren. Dauer 5 Monate.

Ferienwochen für Männer und Frauen unter Leitung von Fritz Wartenweiler:

25. Juli bis 1. August: **Die Extreme — und «der goldene Mittelweg».**

5. bis 12. Oktober: **Die gebräuchlichsten Fehler beim Erziehen und ihre Ueberwindung.**

Prospekte und nähere Auskunft sind zu erhalten bei Didi Blumer «Heim», Neukirch a. d. Thur.

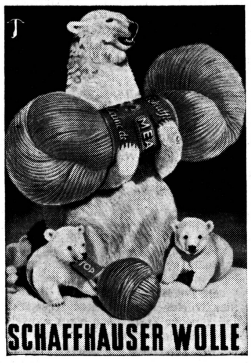
Radiosendungen

vom 18. bis 24. Januar 1953

Montag, 19. Jan., 14.00: «Notiers und probiers», mit den Beiträgen: «Backen ist eine Kunst. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen?» — Mittwoch, 21. Jan., 14.00: «E tapferi Muetter», Frieda Schneider-Brunner erzählt. — Freitag, 14.00: Die halbe Stunde der Frau: 1. «Vom Altwerden und Altsein». 2. Besuch im «Espenhof», einer neuen Alterssiedlung der Stadt Zürich. 3. Eine Wärmestube für alte Frauen. — Samstag, 24. Jan., 17.30: «Die halbe Stunde der berufstätigen Frau».

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur



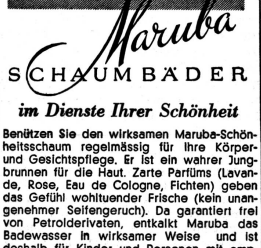
J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

90 %
aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

Bernische Pflegerinnenschule Engeried - Bern
Vom Schweiz. Roten Kreuz anerkannte Berufsschule für Krankenpflege
Beginn des nächsten Kurses: Mitte April 1953. Dauer 3 Jahre.
Auskunft und Reglement durch das Sekretariat der Schule, Theaterplatz 6. Telephon 2 35 44.

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Schmerzen in Fuss und Bein? da hilft
P. TREFNY
allein
Zürich 1 Rindermarkt 7
Gegr. 1848 - Tel. 32 22 87



Maruba
SCHAUMBÄDER
im Dienste Ihrer Schönheit
Benützen Sie den wirksamen Maruba-Schönheitsschaum regelmässig für Ihre Körper- und Gesichtspflege. Er ist ein wahrer Jungbrunnen für die Haut. Zarte Parfüms (Lavande, Rose, Eau de Cologne, Fichten) geben das Gefühl wohltuender Frische (kein unangenehmer Seifengeruch). Da garantiert frei von Petrolderivaten, entkalkt Maruba das Badewasser in wirksamer Weise und ist deshalb für Kinder und Personen mit empfindlicher Haut sehr zu empfehlen.
MARUBA ist besser, weil hergestellt auf Basis edler pflanzlicher Oele und Fette, mit Zusatz naturreiner ätherischer Oele.
MARUBA hat sich seit Jahren im In- und Ausland millionenfaches Vertrauen erworben, weil Schweizer Qualitätsprodukt.
MARUBA ist vorteilhafter: 30—40 Rp. für ein Vollbad beim Kauf einer Vorratsflasche.
Flacons zu Fr. —.70, 3.45, 6.30, 14.40, 24.75. In allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien und beim guten Coiffeur.
Neu: Bain de Mousse MARUBA DE LUXE
Produits Maruba SA., Zürich

seit vierzig Jahren bewährt und begehrt

INNENDEKORATION
Tapeten Spörri
Talacker 16, ZÜRICH, Tel. (051) 23 66 60

Gutes Fleisch
Feine Würste
Prompte Bedienung
Reelle Preise
Tel. 27 31 91
GEBR. NIEDERMANN!
AM MÜNZPLATZ
Bahnhofstr. 69 Rennweg 3 Rotachstr.